

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 21 (1917-1918)
Heft: 1

Artikel: Das Baslertäubchen : eine Knabengeschichte
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661368>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

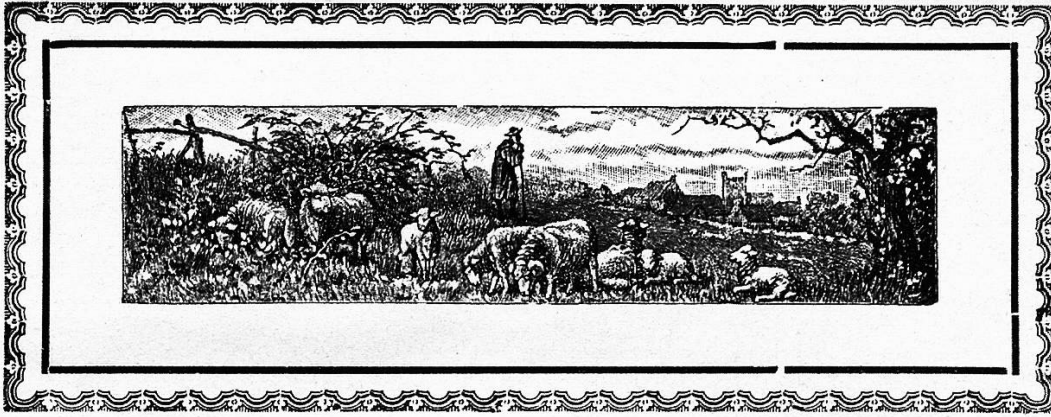
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vogler



Veni, creator spiritus . . .

Geist größter Liebe, Schöpfergeist,
Du, der uns Geist und Herzen schuf,
füll sie mit höchsten Gnaden! ruf
Zusammen, die vor Zorn verwaist.

Durchglühe den, der dich vergaß
Und sich versklavt, der Sehnsucht
fern:

Du Lob und du Geschenk des Herrn,
Du unerfaßtes Uebermaß!

Du gabst uns Sinne, helle sie
In Stunden leuchtenden Gerichts!
Gibst Herzen, komm, durchquelle sie,
Geist aller Liebe, Geist des Lichts!

Dein Name klingt, ein Sturmgesang,
Aeonen auf- und niederwärts;
Noch bebt in dir der Schöpfung Schmerz,
Noch strahlt aus dir der Schöpfung
Drang.

Und ob ein eigen Glück vergeht,
Wer Unausprechliches erkennt,
Weiß, daß dein Frieden in ihm steht:
Er ist gesalbt an Haupt und Hand!

Wir dürsten deiner Gnade! ruf
Zusammen, die in Schuld verwaist:
Du, der uns Geist und Herzen schuf,
Geist größter Liebe, Schöpfergeist!

May Seiltnger.

Das Baslertäubchen.

Eine Knabengeschichte von Ernst Eschmann.

In der Schule zu Seewil ging wieder einmal das Briefmarkenfieber um. Es hatte alle Stufen erfaßt, und in den Köpfen furrte und rumorte es bedenklich. Die Kinder hingen den Eltern an den Rockschößen, stürmten in das Bureau des Vaters und gruben gierig ihre Hände in den Papierkorb. Jeder Briefumschlag wurde in Augenschein genommen, und ein Jubel brach los, wenn sich eine ausländische Marke fand. Einer der leidenschaftlichsten Sammler war Franz Gujer, dessen Vater ein ausgedehntes Importgeschäft in Lebensmitteln betrieb. Er wurde von seiner ganzen Klasse beneidet, denn die europäischen und überseeischen Marken regneten ihm nur so zu, und selten

erschien der Briefträger, ohne für ihn eine neue Überraschung und Freude zu bringen. Freilich, so ganz glücklich war er doch nicht. Denn zu einem vollkommenen Briefmarkenglücke gehörte der neueste Katalog, in dem der Wert eines jeden Stückes aufgezeichnet war, und der einem Auskunft über Seltenheit und manche verborgenen Merkmale wie Wasserzeichen, Stempelung u. s. w. gab. Einen solchen Katalog besaß sein Klassengenosse, der Karl Bögeli. Während andere Knaben sich zu Weihnachten Schlittschuhe, Trommeln und Pfeifen, Schülerkalender, Spiele und Geschichtenbücher wünschten, hatte er auf den Wunschzettel einzig und allein den Katalog geschrieben und dieses Wort dreimal dick unterstrichen. Das war den Eltern ein deutlicher Wink. Da nun der Vater selbst auch Freude an Marken hatte, erfüllte er ihm den Wunsch; denn der Katalog konnte auch ihm von Nutzen sein. So war neben Franz Gujer auch Karl Bögeli eine viel umworbene Größe auf der Briefmarkenbörse von Seewil. Und nicht etwa nur wegen des Katalogs. Denn Karl Bögeli betrieb noch eine Spezialität. Und zwar in alten Schweizermarken. Einen wertvollen Grundstock hatte ihm vor einiger Zeit sein Götti gelegt. Denn der war eines Tages gekommen und hatte ihm ein Zürcher-Sechs gebracht. Seit Generationen hatte es sich in seiner Familie fortgeerbt. Nun war es unlängst an ihn gekommen, und da er so gar kein Interesse daran hatte und es auch nicht einfach zu Geld machen wollte, schenkte er es dem jungen Karl. Denn er wußte, was das ihm bedeuten würde: ein Himmelreich auf Erden. Und er hatte sich hierin nicht verrechnet. Als Karl die seltene Marke in Händen hielt, sprang er hoch auf, jubelte und jauchzte und hing seinem lieben, lieben Götti am Hals und wußte nicht, wie er ihm danken sollte.

Es war nicht nur der Besitz der Marke, der ihn so aus dem Häuschen brachte. Denn er wußte, daß er nun mit einem Schlage so etwas geworden war wie ein Briefmarkenkönig von Seewil. Um Weihnachten der Katalog, und jetzt noch das Zürcher-Sechs. Niemand im Dorfe besaß so eines. Man sprach allerdings häufig davon, aber immer mit dem bewundernden Zauber des Nieerreichbaren, wie man etwa von wilden Jagden in fremden Erdteilen, von Negern und Indianern las. Nun war er auf einmal Besitzer so eines seltenen Juwels! Was werden seine Kameraden dazu sagen, wenn er es ihnen erzählt! Zuerst werden sie es ihm einfach nicht glauben. Aber sie müssen es ihm glauben, wenn er es ihnen zeigt, wenn sie's mit eigenen Augen sehen können. Auf einmal beneidete er den Franz Gujer nicht mehr. Denn was bedeutete die ganze Überfülle von neuen ausländischen Marken aus aller Herren Ländern neben seinem einzigen Stück, dem Zürcher-Sechs! Was eine mächtige Wiese voll Blumen bedeutet neben einem einzigen Edelweiß, das man mit dem Einsatz seines eigenen Lebens erklettern muß. Karl Bögeli reichte es sorgfältig in die Schweizerseite seines Albums ein. Wie fein sich

das ausnahm unter allen den sitzenden Helvetien, unter den Rayons und dem ganzen Heere der Jubiläums-, Wohlfahrts- und Strafmarken.

Noch nie hatte er sich so auf die Schule gefreut wie heute. Er mochte es nicht erleben zu sehen, was seine Kameraden für Gesichter schnitten, und besonders der Franz.

Karl Bögeli war diesmal der Erste in der Schulstube. Es war noch ganz dunkel, und doch rückte der Zeiger der großen Kirchenuhr auf Acht. Man war im Winter, Ende Januar. Schnee gab es keinen, oder doch nur sehr wenig, und der lag auf den Höhen ringsum. Aber eine grimmige Kälte herrschte. Schon seit Tagen und Tagen. Der See dampfte, und dichter Nebel lag über den Ufern. Manchmal wich er gegen Mittag oder Abend für kurze Weile. Zumeist aber kochte und brodelte er über den Häusern oder lag wie ein undurchdringlicher Schleier über dem Gelände.

Der zweite Schüler, der ins Schulzimmer trat, war der Franz. Er zog seinen warmen Überrock und die Handschuhe aus und hing seine weißwollene Ohrenkappe an den Nagel. Dann hauchte er in die Hände, schlug sie mächtig gegeneinander und begann mit funkelnden Augen: „Du Karl, ich wette, der See gefriert noch. Der Vater hat gesagt, wenn's so weiter gehe, werden wir vielleicht bald zu Fuß nach Hellingen können, oder auf den Schlittschuhen. Denk dir, auf Schlittschuhen über den See nach Hellingen! Das wäre ja großartig!“

„Allerdings!“ antwortete Karl. „Vor zwanzig Jahren war's auch so, hat mir der Vater gesagt, aber seitdem nie mehr. Das wär fein, das wär fein! Wir bekämen vielleicht noch Ferien, nur, daß wir genug auf den See könnten.“

„Aber warum bist du eigentlich so früh?“ unterbrach ihn der Franz. „Sonst gehörst nicht zu den Stubenfüchsen, bei dem weiten Schultweg?“

„Ich hab etwas!“

„Was denn?“

„Etwas Feines!“

„So zeig!“

„Etwas Großartiges, das gar niemand hat in der Schule.“

Was mochte das wohl sein, wenn der Karl so geheimnisvoll tat? Franz Gujer wurde immer neugieriger.

„So sag's doch! Etwa ein neues Buch, eine Indianergeschichte? Neue vernickelte Schlittschuhe? Ein paar neue Wagen für deinen Eisenbahnzug?“

„Alles nicht! Etwas viel Feineres!“

„Noch feiner! Etwa eine Marke?“

„Erraten! Und eine seltene, ganz seltene! Au, die hat schon viel Wert!“

„Und ich habe wieder ein ganzes Kuvert voll Kolumbusmarken,“ warf der Franz dazwischen, wie um den stillen Ärger und die Enttäuschung zu verdecken, die sich leise seiner bemächtigte. Einen seiner größten Triumphe hatte er heute unter seinen Kameraden mit seinem neuen Segen ernten wollen, Kauf- und Tauschlust hatte er mächtig im ganzen Schulhaus anfachen wollen, und jetzt wollte ihm der Karl wieder den Rang streitig machen. Wie auch schon. Aber es wird nicht so gefährlich sein. „So sag, was für eine ist's?“

Karl Vögeli blieb eine ganze Weile noch still, um Franzens Neugier noch straffer zu spannen. Er begann aus einer der Rocktaschen ein Kuvert herauszuklauben, dann rückte er an das noch verwaiste Pult des Lehrers und warnte seinen Kameraden: „Aber niemand darf die Marke berühren. Sie könnte auf irgend eine Weise Schaden leiden, und dann hätt' ich's, denn keiner von euch könnte mir ihn decken. Es ist nämlich ein altes, echtes Zürcher-Sechs.“ Da fiel es aus dem Kuvert auf das Pult.

Wahrhaftig, es war ein echtes, rechtes Zürcher-Sechs! Franz Gujer erschrak beinahe. Denn daß der Karl einen solchen Schatz besaß, das tat ihm fast ein bißchen weh.

„Du, ich geb dir dafür hier alle meine Kolumbusmarken, das ganze Kuvert voll, und die, die ich noch zu Hause habe, und die, die ich noch bekomme. Der Onkel in Amerika hat mir kürzlich geschrieben, daß er nächstens wieder eine Sendung für mich bereit habe.“

Etwas höhnisch überlegen lachte ihm der Karl ins Gesicht.

„Du kannst mir gestohlen werden, und du erwischest mich nicht. Dein ganzer Plunder ist nicht zwanzig Rappen wert, und da drin steht's, was so ein Zürcher-Sechs gilt, mehr als 100 Franken.“

Das biß den Franz. Denn der Karl hatte wohl recht. Nun klaubte er aus der Westentasche eine Lupe, rückte näher an die Marke und beguckte sie aufmerksam durch das Glas. Dann fuhr er lachend auf, triumphtierte und erklärte des bestimmtesten: „Ich hab mir's doch gedacht, es ist ja gar keine echte. Da fehlt etwas!“

„Was? Keine echte, sagst!“ fuhr zornig der Karl auf. „Mein Götti, der sie mir geschenkt hat, hat gesagt, daß es ganz gewiß echt sei, er habe es erst neulich prüfen lassen, und ich dürfe mir zu diesem Besitze gratulieren.“

„So eine seltene und teure Marke verschenkt man doch nicht, du Dummer du!“

„Aber wenn sie mein Götti nicht mehr will, — er ist halt eben ein Guter und gönnt mir auch etwas. Im übrigen packe ich jetzt das Zürcher-Sechs wieder ein, ich hab's dir nur zeigen wollen.“

„Tränselfeln“, meinte der Franz etwas giftig. Dann fügte er noch hinzu: „So ein Zürcher-Sechs ist gar nicht so selten, nur, daß d'etwa nicht

glaubst, du habest da weiß der Ruckuck was für eine Karität. Und ich bekomme vielleicht noch ein Basler-Läubchen. Das ist denn doch noch etwas ganz anderes, drei-, viermal mehr wert als so ein Sechz. Die Tante in Hellingen überm See hat mir davon gesprochen."

Da lachte der Karl im glücklichen Besitz seines seltenen Stückes laut auf und sagte etwas pfiffig, das Kubert sorgfältig in den rechten Rocksaß schiebend: „Besser ein Sechz in der Tasche, als ein Läubchen in Hellingen!"

Inzwischen rückte einer um den andern der Klassengenossen an. Stampfend und pustend traten sie in die Stube, nahmen den Tornister vom Rücken und steuerten ihren Bänken zu. Die einen guckten noch einen Augenblick in die Bücher, die andern erkundigten sich nach dem Neuesten, und das Neueste war, daß der Karl Bögeli ein Zürcher-Sechz hatte. Das flog wie ein Telegramm durch alle Reihen, von den vordersten zu den hintersten Bänken, und selbst etliche der Mädchen, die sonst vom Marken- und Sammelfeuer nicht ergriffen waren, spitzten ihre Ohren und ließen sich die seltene Tatsache erklären und leisteten auch ihrerseits den nötigen Tribut der Bewunderung an Karl Bögeli.

Zuletzt kam der Lehrer, ein älterer, leutseliger Mann, der voll Freundlichkeit und Gutmütigkeit über die Klasse hinschaute und alsobald auch den Unterricht begann. Bald merkte er, daß etwas nicht war wie sonst. Die Klasse hatte den Kopf nicht bei der Sache. Im Rechnen schossen die Besten Böcke, der Karl und der Franz fanden sich in der Orthographie nicht zurecht, beim Singen schrien sie in die Pause hinein, und der Lehrer hatte die liebe Not, sie zu solider Arbeit anzuhalten. Und geschwaht wurde schon lange nicht mehr so viel wie an diesem Morgen. Geknister gab es ein ganzes Trüpplein, und wenn das Stecklein sonst nicht häufig tanzte, heute hatte es viel Arbeit. Da begann dem Lehrer die Geduld zu reißen. „Was ist denn heute los?" fragte er die Klasse. „Es ist ja mit euch nichts Gescheites anzufangen. Aber ich will euch schon! Was hat eben der Seppeli zu schwätzen gehabt?"

Der Knirps rückte ohne Zögern heraus: „Der Karl hat eine Zürcher-Sechz, und das Trineli sagt, er habe es gestohlen."

„Das wär auch noch schön", sagte der Lehrer. „Wir wollen's nicht hoffen. Karli sag', ist's wahr oder nicht!"

„Der Götti hat mir's gegeben, und er hat gesagt, ich dürfe es behalten und müsse ihm Sorge tragen."

„Wer redet denn gleich vom Stehlen, Trineli, das darf man nicht. Seine Kameraden so anschwärzen, wenn nicht's daran ist, ja wohl!"

Franz Gujer hatte das Geschehnis im Stillen verfolgt, und ein Gedanke flog ihm durch den Kopf, wie ein Wunsch: wenn das Trineli doch recht gehabt hätte! Der Karl hat ihm schon manchen Bären aufgebunden, er hat

schon manche Heimlichkeit gehabt, und zu brav wäre er gewiß nicht zu so etwas. Im Vollgefühl der eigenen Rechtschaffenheit dachte er das und freute sich schon auf die Pause, in der er mit seinen Kolumbusmarken ein lautes Wesen führen wollte.

Aber die Kolumbusmarken versingen nicht. Es war kein Interesse für sie vorhanden, mochte der große Entdecker noch so mächtig und würdevoll auf Deck seines Schiffes stehen und das ersehnte Land sichten, mochten die Segel seiner Flotte noch so gebläht dem Winde Widerstand und Habe bieten, mochten die stolzen Segler noch so abenteuerlich schaukeln auf dem bewegten Meere, das trockene, einfache Zürcher-Sechß hatte mehr Gewicht und Anziehungskraft als die ganze neue Welt. Und das Schlimme war, daß der Reiz des Großen und Seltsamen von dem winzigen Fehlein Papier überging auf seinen Besitzer. „Der Karli!“ hieß es heute nur immer. Der Karli darf heute Räuberhauptmann sein, der Karli darf uns anführen, der Karli soll uns suchen, der Karli darf meine neuen Schlittschuhe probieren; nimm Karli, du darfst rauchen von meiner Schokoladenzigarre. Und die Mädchen trieben lustigen Schabernack mit ihm. „Der Karli muß die Schürze probieren, die wir in der Arbeitsschule fertig genäht haben.“ Auf einmal war der Karli ein Hans in allen Gassen geworden, bis der Franz ganz zornig in die Schar rief und weglief: „Der Karli, immer nur der Karli, der dumme Karli. Deswegen hat er doch die meisten Fehler gehabt im Aufsatz!“

„So geh nur, 's ist uns grad gleich!“ riefen Mädchen und Buben dem Franz nach. „Wir pfeifen auf deinen Kolumbus, hi hi! Kommt, wir machen noch einmal Fangis, und der Karli ist.“

Sauchzend und johlend tollten sie über den Platz. Der Franz aber drückte sich in eine Ecke, schaute dem Spiel verstohlen zu und schluckte hie und da eine Träne hinunter. Nein, die dürfen nicht wissen, wie's ihm ist. Ihnen zum Troß pfiff er sogar eins vor sich hin und war der erste, der sich in der Schulstube wieder einfand, als die Pause vorüber war.

Wenn die andern Kinder in Gedanken beim Karl und seinem wertvollen Besitzstück waren, brütete der Franz an etwas anderem herum. Er suchte Mittel und Wege, wie er den Karl übertrumpfen könnte. Denn er mußte, wenn ihm das gelänge, würde er bald die ganze Klasse wieder auf seiner Seite haben. Schon mehr als einmal ist so ein Umschwung zustande gekommen. Aber wie? Wenn er auf dem Nachhauseweg scheinweise alle seine Kolumbusmarken unter seine Klasse austeilte? Das würde wohl kaum ausreichen, für sich gut Wetter zu machen. Wenn er sie einladen würde zu einer Vorstellung mit seinem Kinematographen? Aber nein, die Mutter wollte ja den Kindertrubel nicht haben im Hause, und zudem würde leicht etwas Schaden leiden. Vielleicht wird ihm, wenn auch nicht gerade jetzt, etwas Rechtes in den Sinn kommen. Aber etwas muß geschehen!

Am nächsten Sonntag drang nach einer trübseligen Rebelzeit die Sonne wieder einmal durch. Sie gab nicht warm. Jedes Tümpelchen, das in der Straße lag, klirrte, wenn man seine Tragkraft prüfen wollte. Wie Glas war die dünne Eisschicht, so hart und spröde. Zuweilen trug schon eines. Die Gefrörne rückte immer näher. Die Schiffe auf dem See hatten bereits schwere Arbeit zu leisten, wenn sie den gewohnten Kurs einhalten wollten. Die Kinder standen am Ufer und schauten, wie die Eisdecke gespalten wurde, wie die Schollen zur Rechten und Linken des Schraubenschiffes durcheinander trieben. Noch ein paar windstille, helle Nächte, und das Ereignis der Gefrörne mußte eintreten.

„Höchste Zeit ist's, wenn wir noch einmal zur Tante hinüberfahren wollen, nach Hellingen,“ sagte Franzens Mutter. „Ich habe Wichtiges mit ihr zu bereden, und da es heute so schön ist, mein' ich, wir gehen!“ „Mir ist's auch recht,“ stimmte der Vater bei, „ich kann drüben in Hellingen grad noch ein paar Geschäfte erledigen.“ So rüstete man sich. Dem Franz war diese unverhoffte Wasserreise ein großes Vergnügen. Wie lustig war es, den treibenden Eisschollen zuzusehen oder ganz zuvorderst in der Spitze in die Tiefe zu gucken, wie die dünne Eisschicht splitterte und ein schmaler Wasserweg entstand, der gerade leidlich ausreichte für das Schiff.

Die meisten Gedanken Franzens waren aber gefangen genommen durch das, was ihm die Mutter erzählt hatte. Die Tante besaß aus ihrer Jugend ein Album voll der prächtigsten Marken. Ihre Brüder hatten einst mit Leidenschaft wertvolle Stücke zusammengetragen. Sie hatten es sich auch etwas kosten lassen und oft nicht gescheut, schöne Sümmchen dafür auszugeben. Aber kaum hatten sie die Sammlung beisammen, starb einer nach dem andern, und ihre Schwester behielt den Schatz zur ewigen und kostbaren Erinnerung. Sie hätte schon oft Gelegenheit gehabt, alles in Bausch und Bogen zu verkaufen. Aber es widerstrebte ihr, indem sie glaubte, sie würde damit ihren Brüdern im Grabe unrecht tun. So nahm sie von Zeit zu Zeit die Sammlung wieder zur Hand, blätterte in den Markenbüchern und gab sich dabei allerlei schönen Gedanken der Erinnerung hin. Diese Sammlung hoffte nun Franz einmal zu Gesicht zu bekommen. Er wollte der Tante keine Ruhe lassen, bis sie damit herausrückte. Er wollte auch keine Worte sparen, und wenn er so eifrig drum herum redete, gab sie ihm vielleicht eines dieser wertvollen Stücke, und er konnte den Karl mit seiner Neuerwerbung beschämen. Das wär eine Freude, das wär ein Glück!

An der Lände in Hellingen wurden sie von der Tante freundlich empfangen. Und erst im Hause, im schönen alten Bauernhause, da war der Tisch bereits mit allen Herrlichkeiten gedeckt. Gebäck aller Art war auf schöne Platten getürmt, Butter und Honig die Menge, der Kaffee und die Milch dampften. Man saß zu und erlabte sich nach Kräften. Diese Bewirtung

war ganz nach Franzens Sinn. Mit vollen Händen griff er zu, sodaß die Mutter ihn schalt: „Jetzt ist's aber genug. Hast eigentlich heut' den Hunger ersinnet?“

Nach dem Essen zogen sich die Erwachsenen in die Nebenstube zurück. „Was kann ich dem Franz unterdessen Kurzweiliges geben, bis wir fertig sind,“ fragte die Tante.

Da rückte er heraus: „Darf ich die Markensammlung einmal ansehen?“

„So, bist also auch so ein Markennarr wie der Hans und der Robert und der Arnold selig. Meinetwegen, so will ich sie dir holen. Du wirst manches schöne Stück darin finden.“

Der Franz war es zufrieden. Die Tante kam alsobald wieder zurück mit den Büchern, und nun versank ihm die Welt, er wußte nicht wohin; Kuchen, Krappen, Honig, Schiff und Eiszshollen waren vergessen, dafür segelte und schwirrte er mit Windeseile in allen Ländern und Provinzen herum, bei Kaisern und Königen, er staunte die Pyramiden Agyptens an, rannte auf dem Wagen in den olympischen Spielen und freute sich, die meisten der Marken so gut heimweisen zu können. Wie ein Weltreisender war er durch seinen Sport in der Geographie gut zu Hause, so gut, wie selten einer gleichen Alters. Aber halt, nun kam die Schweiz an die Reihe. Was da wohl an Schweizermarken zu finden war? Auch alte?

Wirklich! Ganz alte, kostbare! Ein Baslertäubchen! Ein Baslertäubchen! Das erste Mal sah er hier ein echtes. Ein nachgemachtes besaß er auch zu Hause wie fast alle Seewiler Buben. Aber ein echtes! Da war so ein Zürcher-Sechs wie dem Karli seines gar nichts dagegen. Nichts als diese große Zahl auf dunklem Grunde, und hier das schöne, rote Täubchen im Fluge. Das Herz mußte einem hüpfen. Wer so eines sein Eigen nennen könnte! Das wär etwas. Was brauchte die Tante überhaupt ein Baslertäubchen! Sie sagte ja selbst, sie fange nichts damit an, und immer zum Andenken an ihre Brüder wird sie's auch nicht behalten können. Ob sie überhaupt wußte, was für Marken in diesen Büchern waren? Ob sie alle diese Tausende und Tausende kannte und wußte, wie viele ihrer waren? Raum. Sie hatte sie sicher auch schon lange nicht mehr angeschaut, denn die Deckel der Bücher waren staubig, Staub hockte zwischen den Blättern, und wenn man mit der flachen Hand darauf schlug, stieg eine Wolke auf, die einem den Atem benahm. Sollte er der Tante etwas von seinem großen, allerdings recht unbescheidenen Wunsche sagen? Nein, dann wüßte sie vielleicht erst, was sie für Schätze besaß. Und sie merkte es, wenn — wenn das Baslertäubchen fehlte. Franz erschrak ein bißchen bei dem Gedanken. Dann horchte er lange in der Stube. Mäuschenstill war es, kein Tritt. Niemand kam. Aus der andern Stube jenseits des Ganges hörte er eine laute Unterhaltung. Die Eltern waren mit der Tante in ein eifriges Gespräch ver-

tieft. Das lief und lief, das wogte auf und nieder, und es hatte gar nicht den Anschein, als ob es aufhören wollte. Die redeten noch lange, noch lange. Und der Karl? Der würde mit seinem Zürcher-Sechs ausgestochen sein. Und es würde den Seewiler Buben gar nicht auffallen, wenn er ein Basler-täubchen nach Hause brächte. Er hatte es ihnen ja bereits halb und halb angekündigt, und man soll nicht nur etwas in den Tag hineinschwadronieren, sondern man soll es auch zur Tat werden lassen, was man antönt. Eigentlich und vorläufig konnte er das Baslertäubchen auch nur mitnehmen, um es den Seewiler Buben zu zeigen. Und es wird sich alles von selbst geben. Ja, so wollte er es halten.

Franz sah sich noch einmal rings in der Stube um, horchte an allen Wänden, huschte auf den Behen zurück an den Tisch, ein Ruck, ein paar blitzgeschwinde Handbewegungen, und alles war geschehen. Ein bißchen klopfte ihm das Herz. Aber das war ja dummes Zeug. Nur zum Zeigen! Um sich etwas zu beruhigen, begann er alle Bücher noch einmal von vorne zu durchblättern, und als er nach etlicher Weile schier wieder am Ende angelangt war, sprang die Türe auf, und die Tante trat mit seinen Eltern herein und redete ihn freundlich an: „Gelt, 's ist lang gegangen? Ist dir's nicht langweilig geworden?“

„I woher!“ gab der Franz zurück. „Es hat so schöne und so viele Marken da drin, daß man gar nicht fertig werden kann damit.“ Die Mutter trat zu ihm, schlug die Bücher zu und sagte: „So, mach dich bereit, Franz, es ist die höchste Zeit. Das Schiff wird bald da sein. Und sag der Tante jetzt schön danke für alles, was sie dir aufgetischt hat.“

Er streckte ihr die Hand hin und schaute auf den Boden. „Du jetzt wieder, als ob d' noch keinen Schritt aus dem Hause gewesen wärest,“ schalt die Mutter. „Schau der Tante schön ins Gesicht, und nicht wie ein Dieb nebenaus, jawohl, das sind mir Manieren.“

„Laß ihn, laß ihn doch,“ bat die Tante, „es ist schon recht.“

„Hast eigentlich auch ein eigenes Album zu Hause? Und möchtest etwa gern einen kleinen Zuwachs haben? So eine alte sitzende Helvetia?“

Dem Franz fuhr eine Angstwelle heiß und kalt über den Rücken. Eine sitzende Helvetia! Dann schlägt sie die Seiten mit den Schweizermarken auf, und alles ist schon am Tage. Um sich herauszubeißen, hatte er bereits auf den Lippen: Sitzende Helvetien habe ich schon die ganze Serie, wenn's schon nicht stimmte. Da langte bereits die Tante aus einem Kubert, das Franz gar nicht beobachtet hatte, ein Prachtstück heraus und lud ihn ein: „Da nimm sie! Wirft sie wohl brauchen können. Es ist übrigens gut, daß ich die Dinger da wieder einmal hervorgeholt habe, es muß noch allerlei nachgeführt und neu geordnet werden.“

Etwas kleinlaut steckte Franz die schöne Gabe ein und tat noch schüch-

terner als das erste Mal. Die Mutter, die über dieses Benehmen selbst erstaunt war, bemerkte zur Tante: „Du solltest ihn nur einmal sehen zu Hause und auf dem Schulplatz, wie er tun und tollen kann, und jetzt scheint's, als ob er kein Wässerlein trüben könnte! Komm, dummer Bub!“

Damit war sie aus der Stube und im Freien. Von weitem war schon die „Taube“ sichtbar, das Schiff, das sie wieder heimführen sollte. Die Taube! sann der Franz in sich hinein. Warum muß das jetzt die Taube sein? Das „Täubchen“ schien sich bereits zu einer großen Anflagetaube entwickelt zu haben. Er hatte auf einmal keine Lust mehr, dem Spiel der weggetriebenen Eisblöcke zuzuschauen. Er wurde immer wieder von andern Gedanken in Anspruch genommen. Das Baslertäubchen hatte sich in seinem unruhigen Kopfe eingenistet. Da richtete es eine große Verwüstung an, da flatterte es hin und her und machte, daß auch Franzens Augen unruhig hin und her irrten. Sie schienen irgendwo Ruhe und Schutz zu suchen, aber kamen an kein Ziel.

Und unterm Rode brannte ihn etwas. Ein Glück, daß die Fahrt bald zu Ende ging. Es war so kein Vergnügen. Und doch leuchtete die Abendsonne so wunderschön über den See hinweg. Eben stand sie über dem hintersten Hügelskamm. Mit aller Kraft goß sie noch einmal ihre Lichtgarben über die eisige Winterwelt, und sie war guten Mutes und lächelte. Sie hatte ein reichliches Tagewerk hinter sich und schien auch bereits wieder voller Latenlust zu sein für morgen. Franz aber drückte sich etwas griesgrämig auf dem Deck umher wie ein Täubchen, dem die Flügel beschnitten wurden und das nicht mehr aufsteigen kann.

Zu Hause machte der Franz keine Anstrengungen wie sonst, noch etwas aufbleiben zu dürfen. „Ist 's dir etwa übel wegen dem Schnabulieren bei der Tante? Es gehörte sich wirklich nicht, daß du 's weißt für das nächste Mal.“ Der Franz erwiderte darauf kein Wort und ging in sein Kämmerlein. Zu oberst im Hause war es, ganz unterm Dach, da konnte er schalten und walten, wie er wollte. Das war sein Reich. Schätze aller Art hatte er da aufgestapelt, eine schöne Schmetterlingsammlung, Bücher, einen gutgespickten Sack mit Marbeln, ein Indianerkostüm mit Federkrone und Schweif, Schilde, Degen und Speere für alte und moderne Schweizerschlachten; gar eine schöne Offiziersuniform war noch darunter. Aber ihm war, als ob das alles keinen Reiz mehr hätte für ihn, es war dummer, alter Blunder. Aber das Baslertäubchen! Das war mehr wert als alles zusammen; denn damit gewann er die verlorene Achtung und Vorzugsstellung bei seiner Klasse zurück, und er war Hans oben im Dorf. Der Karli mußte in den Hintergrund treten mit seinem Zürcher-Sechs. Sorgfältig klaubte er das kostbare Stück aus dem rechten Westentäschchen, beschaute es lange, und ein Lächeln der Befriedigung huschte über sein Gesicht. Da fiel auch

die sitzende Helvetia heraus, die ihm die Tante gegeben hatte, und dabei flog ein Schatten über seine Züge wie ein Wölklein über eine sonnige Matte. Sicher, fest und heroisch schaute ihn die hohe Frau an, und es war, als ob sie ihn etwas fragte. Oder, als ob sie ihm einen Vorwurf machen wollte: Schämst du dich nicht? Wahrhaftig, sie schaute hinüber zum Baslertäubchen, sie schien über etwas nachzudenken.

Unversehens aber gab er sich einen Ruck und ärgerte sich über sich selbst. Wie ist es denn gewesen? Ich habe das Baslertäubchen mitgenommen, ja nur zum Zeigen, heißt das, wenn die Tante danach fragen sollte. Und fragt sie nicht, behält er's eben. Was man nicht vermisst, ist auch kein Verlust. Er kann doch morgen den Buben nicht sagen, er hätte das Täubchen nur bekommen, — zum Zeigen! Ha, ha! Würden die ihn auslachen. So wird er es eben morgen in der Pause schlankweg als sein Eigentum ausgeben. Wie freute er sich darauf!

Mit dieser Freude stieg er ins Bett und warf noch einmal einen Blick durch's Kämmerlein. Das Baslertäubchen legte er unters Kopfkissen. Dann hatte er's am Morgen gleich. Nun kam noch das Gebet, das Vaterunser, und der Tag war abgeschlossen. Früher und gestern noch wie alle Tage hatte er die Bitten getrost vor sich hingesagt. Heute stutzte er an der Stelle: Vergib uns unsere Schulden! Ja, wird ihm wohl der liebe Gott vergeben? Denn er weiß ja alles, und er hat ihm zugeschaut, als — Franz erschraf auf's neue. Dann warf er sich zu seinem eigenen Richter und Verteidiger auf und sagte wegwerfend vor sich hin: Wegen so einem Fehlein Papier! Das ist doch nicht der Mühe wert. Am Ende hat ihm der liebe Gott gar nicht zugeschaut, er hat auf Größeres und Wichtigeres aufzupassen. Und er zürnt ihm nicht, er hat ihm schon vergeben. Eine Probe will er machen: wenn er so gut wie immer schlafen kann, ist alles glatt abgelaufen. Es wird sich bald herausstellen. Und nun wurde das Vaterunser zu Ende gebetet. Aus bewegtem Herzen kam das Amen.

Da fiel sein Auge auf das Rähmchen an der Wand. Darin standen in Goldbuchstaben mit blumiger Verzierung die zehn Gebote. Und unter diesen zehn Gebote gab es eines, das hieß: du sollst nicht stehlen! Wie seltsam war das doch! Denn es kam dem Franz vor, als ob just dieses Gebot mit größern Buchstaben auf ihn niederschaute, als ob es schimmerte und leuchtete und alle andern überstrahlte. Und darum konnte er nicht schlafen. Damit er es nicht mehr sehe, drehte er das Licht aus. Aber es half nichts. Durch das Dunkel glaubte er die blendende Schrift zu sehen, und es war ihm, als flüsterte eine geheimnisvolle, unsichtbare Stimme die ernstesten Worte. Dakehrte er sich gegen die Wand und drückte beide Augen zu. Von der Kirche herüber hörte er Glockenschläge, die er sonst nie vernahm oder nur

dann, wenn er krank war. War er am Ende wieder krank? Nein, es tat ihm nirgends weh, nur im Kopf brannte und drückte etwas. Die Tante will die Sammlung nächstens wieder einmal durchgehen, das hat sie selber gesagt. Wenn er das vorher gewußt hätte! Warum hat sie das erst gesagt, wie es an's Abschiednehmen ging! Viel zu spät. Dann wäre wohl alles ganz anders gekommen, und er wäre kein Das schlimme Wort brachte er nicht über die Lippen. Tritte im Gang. Der Vater ging zu Bette, die Mutter öffnete leise die Kammertüre, mit einem Kerzenstümpflein zündete sie umher. Nein, sie durfte nicht merken, daß er noch nicht schlief. Er drückte die Augen zu, tat eine Reihe regelmäßiger Atemzüge, und fort war die Mutter. Nun wollte er schlafen. Aber man mußte können. Nachdem er sich noch etliche Mal auf die rechte und wieder auf die linke Seite gekehrt hatte, schlummerte er ein. Aber es war ein unruhiger Schlaf. Denn unfreundliche Träume suchten ihn heim. In einem Garten befand er sich, und im Garten stand ein umgitterter Käfig. Darin herum flatterten lauter rote Täubchen, und die Täubchen pipsten mit ihren hellen Stimmchen. Sie pipsten heute und gurrten nicht wie sonst, und: „Dieb! Dieb!“ klang es zu ihm heraus. Was wußten die von ihm, was hatten sie so zu schreien und zu spektakeln, daß alle Leute in weiter Runde auf sie aufmerksam wurden. Und sie kamen und hörten, was die Täubchen in die Welt hinausposaunten. Wie erschrak nun aber Franz, als unversehens seine ganze Klasse ihn umstand und mit allen Fingern auf ihn zeigte, wie sie riefen und höhnten: „Hört, was die roten Täubchen verraten! Der Franz ist ein Dieb.“ Da wurde er wütend, ballte die Fäuste und langte einmal tüchtig aus, schlug an die Bettstatt und — erwachte. Gottlob! alles ist ja nur ein Traum gewesen, ein dummer Traum. Vom Kirchturm schlägt es zwei Uhr, und noch fünf gute Stunden darf er weiterschlafen. Aber die sind lang, so zwischen Wachen, Schlaf und Traum zu liegen, wenn man jeden Augenblick böse Vorstellungen und Geister verscheuchen muß. Denn von seinem Käfig kam er nicht ganz los.

Am Morgen war der Franz der Erste in der Schule. Schon die Mutter hatte sich gewundert, warum er es so eilig habe. „Ich muß noch etwas fertig machen,“ war die Antwort gewesen, und die Mutter nahm sie ohne weiteres hin. Der Hauptgrund aber war: der Franz konnte von vier Uhr an nicht mehr schlafen, und dann brannte ihm das Ereignis auf den Lippen: der Besitz des Baslertäubchens. Er erregte allerdings großes Aufsehen damit. Aber Franz fand, daß die Aufmerksamkeit der Klasse doch nicht dem ungewöhnlichen Werte seines Baslertäubchens entsprach. Er hatte sich so ausgedacht, wie das unter den Sammlern eine unerhörte Aufregung verursachen würde. Nun drängten nicht einmal alle herzu, und einer meinte: „Weiß der Kuckuck, wo du die her hast!“

„He, halt von der Tante in Sellingen drüben. Ich hab euch ja bereits

gesagt, ich werde vielleicht so ein Baslertäubchen bekommen. Und jetzt ist es da.“

„Meinetwegen!“ machten ein paar andere und schlichen sich weg, und einer fügte hinzu: „Und ich habe erst gestern noch nigelnagelneue Schlittschuhe bekommen, vernickelte. Der See gefriert, dann brauch ich keine Marken mehr und ich fahre und fahre, jede Stunde, wo ich keine Schule habe.“

In der Tat hatte die Seegeförne Fortschritte gemacht. Jeden Morgen war das Eis etwas fester, und das war es auch, daß das Markenfeuer etwas abflackerte und selbst ein echtes und rechtes Baslertäubchen nicht mehr die erwünschte Anziehungskraft und das alte Interesse ausübte. Das wurmte im Stillen den Franz, den Karli hatte er nicht aus dem Felde geschlagen.

Ein paar Tage darauf lasen sie in der Sprachstunde eine kleine Geschichte aus dem Lesebuch. Auch der Franz kam an die Reihe. Aber seltsam! So gut er sonst lesen konnte, heute stotterte er und kam nicht vom Fleck. Der Lehrer wußte nicht, was es war. Die Geschichte handelte von einem Mädchen, das ein schlechtes Gewissen hatte; es lenkte durch sein auffallendes Benehmen das Augenmerk aller auf sich, und zuletzt wurde es sein eigener Verräter. „Das G—g—gewissen ist eine w—w—wunderb—bare — G—g—gewalt“ las stotfend und stotternd der Franz, das Blut schoß ihm in den Kopf, und als er mit dem Satz und der Geschichte zu Ende war, atmete er auf wie nach einem furchtbaren Gewitter, das mit Blitz und Donner abgezogen ist. Der Lehrer aber wurde nicht klug aus dem Franz, und er fragte ihn: „Red', was ist mit dir heut?“

„Ich weiß nicht“, gab zagend und kleinlaut der Franz zur Antwort. Aber er wußte es. Das Schicksal des Mädchens arbeitete in ihm, und die Angst, die Tante könnte vielleicht bereits den Verlust des Baslertäubchens entdeckt haben, und dann? Dann erreichte ihn das Verhängnis wie das Elfs in der Geschichte. Wie würde er vor seinen Kameraden stehen! Der Triumph, die Schadenfreude. Einmal kam die Schulgasse herauf der Landjäger. Ein Stich fuhr dem Franz durch's Herz. Kommt er zu mir? Richtig, er bog ins Sträßchen zum Schulhaus ein, und bald darauf klopfte es laut an die Türe. „Es hat geklopft!“ rief die ganze Klasse. Nur der Franz blieb still. Er wagte kaum zu atmen. Der Lehrer ging hinaus. Jetzt ist's um mich geschehen, dachte der Franz. Und als die Türe sich wieder öffnete und der Lehrer eintrat, schauten alle auf ihn, nur der Franz getraute sich nicht, ihm ins Gesicht zu sehen. Er guckte durch's Fenster in's Freie. Aber es geschah nichts. Er wurde nicht aufgerufen, mußte nicht vortreten, und der Lehrer schaute freundlich über die ganze Klasse, auch über ihn. War's etwas Anderes gewesen, etwas, das ihn gar nichts anging? Oder versparte es der Lehrer bis auf den Schluß, wie er's gewöhnlich tat, wenn etwas Besonderes vorlag, und er redete mit ihm unter vier Augen, oder

unter sechs, mit ihm und dem Landjäger! Die Schule war aus, aber der Lehrer rief ihn nicht. Mit einem aus dem innersten Herzen dringenden Dankgefühl, mit einer mächtigen Erleichterung machte er sich auf den Nachhauseweg. Seinen Kameraden wich er aber aus, er hatte mancherlei Ausreden und Ausflüchte, wenn sie Näheres über sein Baslertäubchen wissen wollten. Auch zu Hause ward er stiller und seltsam. Die Mutter meinte, ob er „grupe“, aber er sagte, es sei ihm wohl wie dem Fisch im Wasser, und er zwang sich eine Weile, lustig und munter zu scheinen, zu springen, zu pfeifen, beim Essen tüchtig zuzugreifen wie ein Drescher. Aber es hielt alles nicht lange an. Handkehrum ließ er die Flügel wieder hängen, und je länger je mehr. Denn jeder Tag konnte das Verhängnis bringen. Wenn er gewußt hätte, wie alles käme, er hätte tausendmal besser das Täubchen der Tante gelassen. Denn er könnte jetzt lustig sein und aus voller Kehle singen wie die andern, und sich auf die Seegfrörne freuen. Denn sie rückte immer näher, und bereits erzählten ein paar kühne Waghälse, das Eis trage, und sie hätten es gestern schon bis weit hinaus probiert. Es habe freilich da und dort noch ein bißchen „gefrosset“, aber das schade nichts und sei ganz kurzweilig.

Nun kam die schlimmste Zeit für Eltern und Lehrer zu Seewil. Die Jugend drängte um jeden Preis auf's Eis, aber noch nirgends war die Decke so sicher, daß man sich ihr ohne Bangen anvertrauen konnte. Bereits hatten schon einige ein unfreiwilliges Bad genommen. Schlotternd und an allen Gliedern zitternd kamen sie heimerannt, und Husten, Fieber und Lungenentzündungen kamen im Gefolge. Das Schlimmste aber war, daß seit ein paar Tagen der Gefrierprozeß keine merklichen Fortschritte machte. Nebel lag in den Niederungen, hohl heulte des Nachts der See, als ob er nach Opfern schrie.

Ein strenges Verbot erging an die Schuljugend, den See zu betreten. Sie sollte neue Verfügungen abwarten. Und auf einen der nächsten Tage hatte sich die Tante von Hellingen bei Franzens Eltern angemeldet. Sie kam, darüber machte er sich keine falsche Meinung —, sie kam, ihn zur Rede zu stellen, und es lag am Tage, was er für einer war. Wie werden die Eltern erschrecken! Und was werden sie mit ihm anfangen? O, daß er doch das Täubchen schnell hinübertragen, es an sein altes Plätzchen einreihen könnte!

Am andern Morgen, als Franz zur Schule kam, ging ein Gerücht von Mund zu Mund. Der See trug. Allen Verboten zum Trotz hatte sich des Nachts ein wilder und unbändiger Bub weit hinaus getraut, und er sagte, er sei bis fast nach Hellingen gekommen. Von Hellingen her hätte er andere Buben ihm entgegenfliegen sehen, und draußen auf dem See hätten sie die erste Begrüßung auf dem Eise gefeiert. Wie ein Held wurde der Unternehmungslustige angestaunt, und ganz besonders wuchs er in den Augen

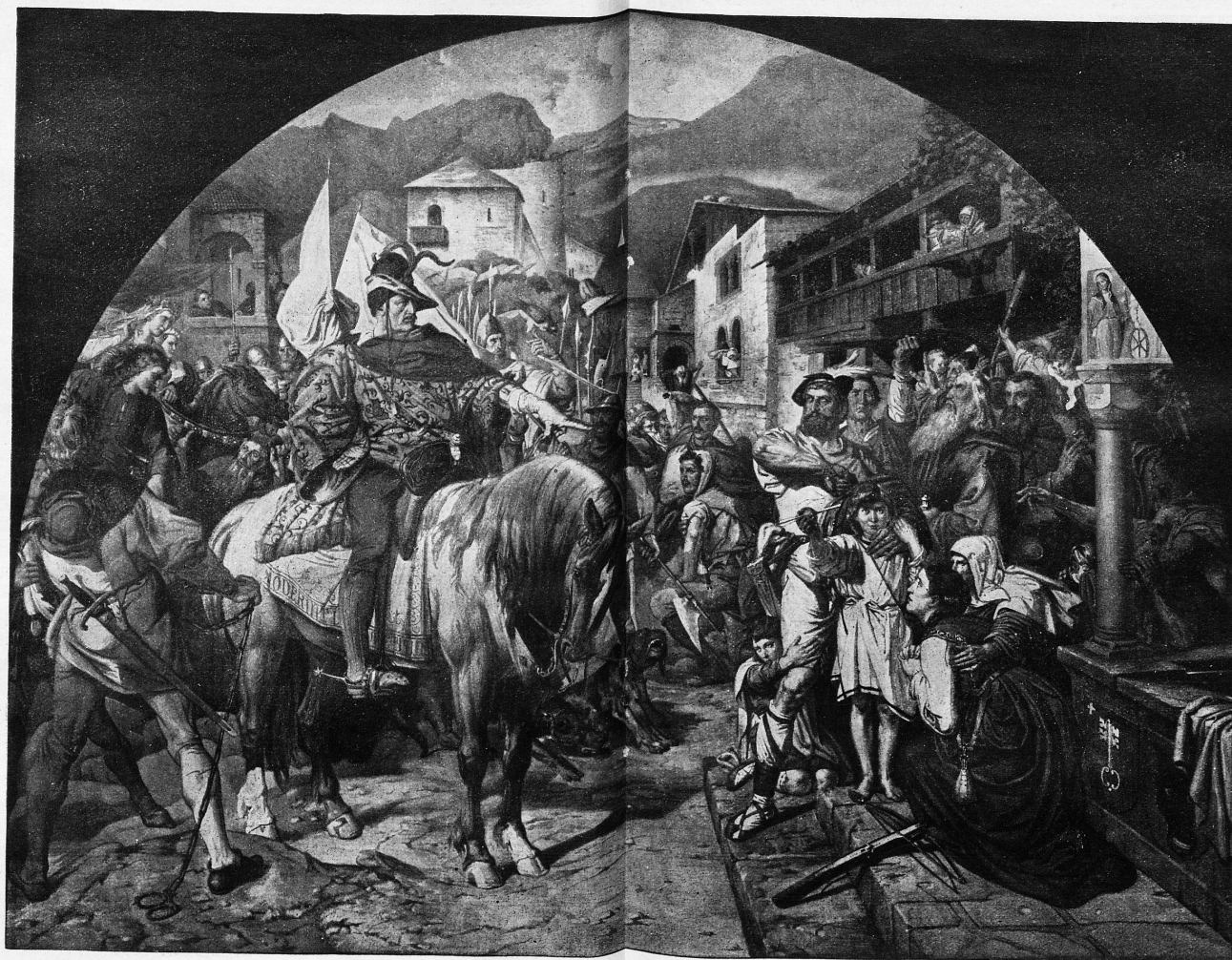
Franzens. Als die Schule zu Ende war, machte er sich an ihn heran, suchte und fragte ihn gründlich über alle Einzelheiten aus; die lauteten so günstig, daß eine Stimme immer lauter, immer mächtiger in ihm schrie: hinüber! Ein reines Gewissen!

Wenn alles so war, wie der Balz vermeldete, war er in zwanzig Minuten drüben, bei der Tante, alles wollte er ihr gestehen, bevor die Eltern und die ganze Schule etwas davon wußte, das Baslertäubchen brachte er ihr wieder mit. Sie mußte ihm Stillschweigen versprechen und er wollte dafür geloben, nie, nie mehr nur an so etwas zu denken; eine Viertelstunde drüben und wieder zwanzig Minuten zurück. Alles in allem brauchte er nicht einmal eine Stunde. Morgen muß es geschehen, denn übermorgen kommt die Tante. Sie wird die Marken ihrer Brüder geordnet und die Lücke entdeckt haben.

In dieser Nacht schlief der Franz wieder sehr unruhig. Noch unruhiger als in jener ersten, da er das Baslertäubchen unters Kopfkissen genommen und von den roten Täubchen im Käfig geträumt hatte. Mache dich frei! rief es in ihm, frei und bekenne! Und zwischen hinein warnte eine andere Stimme: Hörst du, wie der See noch heult, und niemand darf ihn betreten!

Andern Tags, als die Schule um 4 Uhr zu Ende war, rannte Franz nach Hause. Der Abendkaffee war bald getrunken. Jetzt galt es noch, wie immer nach der Schule, im Dorf Besorgungen zu machen. Diesmal waren's ziemlich viel, und darunter auch eine, die längere Zeit in Anspruch nahm wegen der Entfernung vom Dorfe. Alle diese Kommissionen wollte er in Windeseile erledigen, um möglichst viel Zeit zu erobern für den großen Sprung hinüber. Sein Herz klopfte vor banger Erregung. In seinem Kämmerlein holte er die Schlittschuhe, trat leise auf und gab sich alle Mühe, daß sie nicht klirrten. Das Baslertäubchen schaute er noch einmal an und dachte, wie manche schwere Stunde es ihn schon gekostet. Daß es von selbst hinüberfliegen könnte! Der Vater ließ ihn nicht fort, und die Mutter erst recht nicht, aber es mußte sein. Vieber ein Ungehorsam als das beständige Hämmern im Kopfe, die Spannung im Herzen und die Furcht vor der Entdeckung. War diese Schuld nicht leichter als die andere?

Alles war bis jetzt gut gegangen. Glückselig und ungesehen war er aus dem Hause gekommen. Die Besorgungen verliefen glatt. Nun stand er am See, schaute hinüber und suchte mit den Augen das Haus der Tante. Schwer war es zu erkennen. Denn ein leichter Nebelschleier lag über dem See, und langsam wurde er dichter. Und die Dämmerung brach ein. Irgendwo draußen zog einer Bogen und Schleifen, er war also nicht der einzige, der das Verbot übertrat, und jener hatte gewiß nicht solche guten Gründe wie er. Das Eis trug prächtig, und spiegelglatt war es. Man glitt dahin, man wußte nicht wie, ganz von selbst, und pfeilgeschwind. Wie ein kühner Segler fuhr Franz ins Ungewisse hinaus. Dann und wann gings über eine holpe-



Der Apfelschuß.

Nach dem Wandgemälde von Ernst Schickelmeier in der Talskapelle am Vierwaldstättersee.

rige Strecke, denn das war der letzte Wasserweg der „Taube“ gewesen. Jetzt ruhte sie in einem stillen Hafensplatz, und das „Täubchen“ flog heim. Franz brauchte sich nicht einmal nach dieser Straße zu richten. Denn er konnte eine gerade Linie beschreiben auf das Heimwesen der Tante zu. Wie wird sie erstaunt sein! Ja, wenn er nur schon drüben wäre! Wenn er ihr nur schon alles gesagt hätte!

Es wurde dunkler und dunkler. Wenn Franz zurückschaute, sah er die ersten Lichter in Seewil glitzern, auch die Stubenlampe in seinem Vaterhause entdeckte er. Was würde die Mutter sagen, wenn sie es wüßte, wie würde sie zittern! Er will ihr dann alles sagen, wenn das Abenteuer glücklich vorüber ist, und als ehrlicher Bub tritt er ihr wieder unter die Augen, wohl als ungehorsamer, aber als ehrlicher!

In allen Dörfern rings am See begannen die Abendglocken zu läuten. Mitten auf dem Eise trafen sich die Klänge. Franz aber hatte keine Zeit, ihnen zu lauschen. Sie erinnerten ihn höchstens daran, daß er auf doppelt verbotenen Wegen ging. Denn um diese Zeit mußte er in der Stube sein, und das Gassentreiben hatte ein Ende.

Halt! Da krachte es unheimlich. Er mußte seine Richtung etwas ändern. Und wieder ein Riß, der sich weit über die totenstille Fläche fortpflanzte. Am Ende trug hier der See doch nicht ganz. Ein Glück nur, daß er bald drüben ist. Groß und stattlich grüßt ihn bereits das Haus der Tante, winzig wie Häuslein in einer Spielzeugschachtel winken die Seewiler Giebel herüber, Sterne glitzern am Himmel, um die Ohren pfeift ein kühler Wind und schwenkt wie große Fähnlein Nebelfegen hin und her. Und wieder kracht es unter den Füßen, dröhnt und splittert und kracht, und wie über glühendes Eisen fliegt der Franz davon. Da erst wird er sich der Tollkühnheit bewußt, aber durch muß er, da er nun doch einmal so weit ist. Unverrichteter Sache heim gehen, mit dem alten, stets schwerer drückenden Stein auf dem Herzen, das wäre das Schlimmste. Aber das Heulen und Bersten und Getöse hört nicht auf. Nein, immer drohender wird es, er darf nicht dran denken, wenn er in der Hast einmal ausglitschen sollte. Würde das dünne Eis den Fall aushalten? Hier nicht! Fort, Fort! Ein rettender Gedanke! Nahe am Ufer, nahe vor dem Haus der Tante, aber noch rings vom Wasser umgeben, ragte der bekannte Hellinger Stein. Auf ihn wollte er zusteuern, auf ihm ausruhen und wieder einmal zu Atem kommen. Denn das beständige Gilzugstempo überspannt auch die zähesten Glieder. Krach, Krach! Wasser gurgelt herauf, nicht nur durch eine Ritze, fußbreit und breiter, und nimmer hört das Brechen auf. Die Schuhe werden naß, die Schuhe sinken ein, Jesus, fort, fort! Auf den Stein! Aber er ist zu klein, kaum einem einzigen Fuße bietet er Stand, aber er ist doch ein Rettungsanker, denn um ihn kann man seine Arme schlingen, ihn kann man umklammern, und er

hält, der Fels! Und da ist er! Gott Lob und Dank! Aber das Wasser! Wie kalt ist es, wie das beißt, wie das den Körper packt wie mit Zangen, die hinunterziehen. Schließlich könnten auch die Klammern der Arme gelöst werden, und er wäre der Tiefe preisgegeben. Hilfe! schreit der Franz aus Leibeskräften. Hilfe; gellt es ans Ufer, und immer eindringlicher, immer verzweifelter: Hilfe! Die Muskeln zittern vor Anstrengung, die Stimme droht zu versagen. Aber noch einmal gellt es hinüber ans Festland. Und am Festland wird es lebendig. Sie kommen mit Stangen, mit Leitern, sie stemmen ein Schifflein auf die spiegelglatte Eisfläche, und eine begütigende Stimme antwortet: nur noch ein bißchen Geduld! Um diesen Preis lohnt es sich wohl, noch einmal alle Energie und alle Spannkraft aufzubieten. Aber wie lange das dauerte! Denn jeder Augenblick im eiskalten Wasser ist eine Ewigkeit, und eine vom Tod umlauerte Ewigkeit. Da hatten sie ihn erreicht. Zwei Männer rissen den erschöpften und zähneklappernden Franz ins Schiffchen. „Wohin gehörsst und wohin willst, du dummer Bub,“ fragten sie ihn. Aber Franz verstand sie nur halb. In seinem feuerheißen Kopfe summt und brummt es, daß er sich nicht mehr auskannte. Dann war es wieder für Augenblicke, als ob alles ein wüster Traum gewesen wäre und er in ein gesichertes Dasein erwachte. „Dorthin!“ und er deutete auf das Haus seiner Tante. „In den Langacker.“

„Da sind wir grad dabei, ein Glück, daß d' nicht weiter mußt.“

In fieberndem, elendem Zustand wurde Franz in den Langacker zur Tante geführt. Als sie ihren kleinen Freund erkannte, schlug sie die Hände überm Kopfe zusammen. „Um des Himmels und aller Heiligen Willen! Was ist mit dir, Franz?“ Aber er brachte kein vernünftiges und verständliches Wort heraus.

„Ins Bett, schleunigst ins Bett an die Wärme, unter die Decke, du Armer, wie schaust du aus!“ Die Tante ließ heißen Tee machen und rieb dem Patienten unaufhörlich Leib und Glieder. Heute war nichts Vernünftiges aus ihm herauszubringen, das merkte sie bald. Morgen wollte sie schon mit allem ins Klare kommen. Sie saß an seinem Bette und ging die ganze Nacht nie von ihm weg. Seltsam war, was er in seinen Träumen phantasierte. Immer war die Rede von einem Baslertäubchen, von einer sitzenden Helvetia. Dann bestätigte er ganz unvermittelt: „Ich habe sonst noch nie gestohlen, und ich bin kein Dieb.“ Was fabelte er, der Markennarr!

„Drin in der Weste muß es noch sein, im rechten untern Täschchen!“

„Was denn auch, lieber Franz? Ein Briefchen, das Dir die Mutter mitgegeben hat?“

„Nein, das Baslertäubchen!“ Franz hauchte, flüsterte die Worte mehr, als daß er sie sprach. Dann redete er ganz verwirrtes Zeug durcheinander.

„Das Wasser, das Wasser! — Ja, Mutter, ich bin gleich wieder da, — fort, fort, der Nebel, Feierabend! — Karl gelt, das ist doch etwas anderes! —“

Noch am selben Abend hatte die Tante nach Seewil telegraphiert, und eh' die Eltern den Franz ernstlich zu vermissen begannen, lasen sie die sonderbaren Worte: „Franz gerettet, fiebert stark, Mutter soll kommen.“ Ja, war er denn nicht seinen Kommissionen nachgegangen, zu Müllers, in die Schmiede, zum Bäcker, und zum langen Andres, dem Schneider im Ofen? Beim Abendessen war er noch guter Dinge, und jetzt fiebert er drüben in Sellingen bei der Tante. Das Rätsel ist nicht so schwer. Der See hat ihn angezogen und fast hinuntergezogen.

Andern Tags machte sich die Mutter früh auf die Fahrt. Es war eine umständliche Reise. Denn Schiffe fuhren keine mehr, und zu Fuß über's Eis, das war erst recht unmöglich. Also um den See herum, und Sellingen und Seewil grüßten einander doch so freundlich zu, ein jedes Dorf das Bis-a-vis des andern. Erst gegen Mittag erreichte die Mutter den Langacker. Die Tante empfing sie mit den halblauten Worten: „Just schläft er ein bißchen! Er hat eine furchtbare Nacht gehabt, nur phantasiert, nur phantasiert, niemand weiß was.“

Gegen Abend wachte Franz auf. Er schaute in seiner Kammer umher, erkannte die Mutter und lächelte. Liebevoll setzte sie sich an sein Bett, legte die Rechte auf seine heiße Stirne und erschraf. Sie redete nicht viel, nur leise und besorgt fragte sie: „Wie ist dir, Franz?“

„Müde bin ich, furchtbar müde, und Durst hab ich, einen furchtbaren Durst! Darf ich nicht etwas trinken?“

„Ein klein bißchen Tee gestattet dir der Arzt, das ist alles. Morgen dann etwas mehr. Und essen magst nichts?“

„Nein, nichts, quält mich nicht mit dem Essen!“

Die folgende Nacht verlief etwas besser, und jeden Tag machte Franz kleine Fortschritte. „Gottlob, er ist überm Graben!“ freute sich die Mutter. Nun durfte sie auch langsam dran denken, ihn auszufragen, was alles geschehen war.

„Sag's ruhig und fürcht dich nicht, du hast ja selbst am schwersten dran getragen und gelitten.“

„So reich mir die Weste, Mutter. Dort am Türhafen hängt sie unter dem Schöpfelein.“

Erstaunt und besorgt meinte die Mutter: „Du darfst noch nicht aufstehen, Franz.“

„Ich weiß, ich weiß,“ lächelte er, und jetzt wandte er sich an die Tante: „Und du gibst mir die beiden Markenbücher, dann will ich alles in Ordnung machen.“

Wortlos schauten Mutter und Tante einander an. Redete der Franz

noch in Fiebern, und was sollte dann geschehen? Nun, den Wunsch wollten sie ihm erfüllen, sie durften es ohne Schaden des Patienten tun.

In einem der Markenbücher schlug er die Seite auf, die ganz ausgefüllt war mit neuen und alten Schweizermarken. Bei den ältesten klaffte eine Lücke. Aus dem rechten Westentaschen zog Franz das Baslertäubchen und brachte es an seinen alten Platz. „Nun weißt du's Tante,“ sagte der Franz und blickte ihr ins Auge. Die Mutter schaute mit stillen, ernstern Gedanken dem Vorgange zu, und Glied um Glied des ganzen Geschehnisses fügte sich zusammen. Und sie begann sich zu freuen. Denn sie wußte, daß Franzens Herz noch gesund war. Einem starken Stoße war es einen Augenblick erlegen, aber es hat mit Wucht und der letzten Anstrengung sich selber wieder geholfen, wie auch der stärkste Sturm keinen gesunden Eichbaum stürzt, wohl die Zweige durchbraust und die Äste beugt, die Krone aber unverlezt wieder aufstehen läßt.

„Das rote Baslertäubchen ist in seinen alten Schlag wieder zurückgekehrt,“ sagte die Mutter und schaute mit einem liebevollen Blicke der Verzeihung ihrem Franz ins Auge, „und auch die weiße Taube der Unschuld hat, wenn auch auf einem gewagten und abenteuerlichen Fluge, ihre alte Heimat wieder gefunden. Hüte sie sorgsamer von nun an, und ihre Pflege wird dir ein unererschöpflicher Segen sein.“

Ende.

Tellschüsse.

Ob's einen Tell gab, ob ein Gefler fiel? . . .
 Schon spöttelt mancher auf die tiefe Mythe.
 Am Dorn der Wirklichkeit die rosige Blüte,
 verwandelt sie den blutigen Ernst in Spiel.

Der Gefler, der Tyrannen gab es viel,
 und manch' ein Tell zerquälte sein Gemüte,
 eh' bis sein Aug' im Manneszorne sprühte
 und ihm vom Bogen sprang der Pfeil ins Ziel.

Freiheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit,
 der Völker heilig=hohe Ideale,
 sie wollen hinfort ihre Opfer haben.
 Ihr Telle, die ihr solchem Dienst euch weihet,
 bangt und erzittert nicht, die Hand am Stahle
 der Zukunft Leben gilt's in dem des Knaben!

Adolf Dögtlin.